Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 3

Artikel: Leberecht Hühnchen [Fortsetzung]
Autor: Seidel, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661818

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

2

Als ich um sieben Uhr kam, ihn abzuholen, hatte er sich bereits fertig gemacht, und wir begaben uns gemeinschaftlich zu seiner Wohnung, die in der Gartenstrasse gelegen war. Unterwegs machte er einige Einkäufe, erstand in einem Keller nach sorgfältiger Auswahl zwei silberblanke Heringe und holte sich aus einem Gemüseladen eine Handvoll Zwiebeln. Er zeigte sie mir und sagte: «Als ich das erste Mal in Berlin Zwiebeln kaufte, bekam ich nicht so viele. Ich war damals noch nicht lange hier und ging in den Keller und forderte etwas zaghaft für sechs Pfennige Zwiebeln. Die Frau sah eine Weile nachdenklich aus, dann nickte sie, weil sie wohl dahinter kam, was ich eigentlich wollte, und hatte unterdes auch wohl festgestellt, dass ich nicht von hier wäre. Ich bekam zwei kleine Dingerchen, die kaum zu sehen waren. Im Lauf der Zeit bin ich nun dahinter gekommen, wie man Zwiebeln kaufen muss. Jetzt gehe ich kühn und zuversichtlich in den Keller und fordere mit starker Stimme, «Forn Sechser Bollen!' Sehen Sie, dann gibt's so viele!» schloss er und schaute mit wahrhaft mephistophelischem Grinsen auf seine gefüllte Hand.

Er wohnte in der Gartenstrasse in einem hässlichen Hause. Die schmutzige Treppe und der Geruch nach aufgewärmtem Kohl, der dort herrschte, erweckten keine besonderen Erwartungen, um desto grösser war meine Ueberraschung, als ich in sein sauberes und freundliches Wohnzimmer trat, das zwar einfach, aber nett und sehr reichlich mit Möbeln ausgestattet war. An den Fenstern standen schöne Blumen; es sah bei ihm so ordentlich und sauber aus wie bei einer alten Jungfer. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem Kämmerchen und einer vollständig eingerichteten Küche, in die wir uns jetzt begaben. Meine Ueberraschung wuchs, denn ich hatte ihm nie mehr als das gewohnte etwas unwirtliche Chambregarniezimmer zugetraut. Und in dieser Küche fehlte nichts, was in eine zwar einfache, aber ordentliche Küche gehört. Das nötige Geschirr hing an den Wänden oder blinkte durch die Glasfenster des Küchenschrankes, und alles war sauber und ordentlich gehalten.

Der alte Gram zog sich seinen Hausrock an und band eine mächtige Küchenschürze vor. Sodann machte er sehr geschickt Feuer auf dem Herde, und ehe er begann die Kartoffeln zu waschen, von denen ein kleiner Vorrat vorhanden war, holte er ein weissgescheuertes Brett von der Wand, aus dem Küchenschrank ein Messer und aus der Speisekammer ein Stück Speck, legte alles auf den Küchentisch zu den Zwiebeln und fragte: «Würden Sie sich wohl getrauen, diesen Speck in viertelzöllige Würfel und diese Zwiebeln in feine Löckchen zu zerschneiden?»

«O natürlich», sagte ich sehr zuversichtlich, «ich koche selbst und mache mir fast jeden Abend meine Karbonade oder mein Beefsteak.»

«Ei, ei, sehr interessant», sagte er, «wie machen Sie denn das Beefsteak? Vielleicht kann man da noch etwas lernen. Es gibt verschiedene Methoden.»

«Zunächst», antwortete ich, «kaufe ich mir ein halbes Pfund Schabefleisch.»

«Ueppig, üppig!» meinte er, «anderthalb Viertel ist schon sehr reichlich.»

«Sodann lege ich dies Fleisch zu Hause auf ein Blatt weisses, starkes Papier und halte es gegen den Ofen.»

«Warum gegen den Ofen?» fragte er höchst verwundert.

«Nun, auf dem Tische bauzt es so, dass man es im ganzen Hause hören kann, denn nun nehme ich meinen Stiefelknecht und wamse das Fleisch so furchtbar durch, dass es nur noch in den Fetzen zusammenhängt. Das schadet nichts, denn in der Pfanne zieht sich alles wieder zusammen.»

«Das stimmt», sagte er befriedigt, «aber was den Stiefelknecht betrifft — Stiefelknecht ist gut!» Und er grinste vor Vergnügen wahrhaft teuflisch.

«Ich benutze ihn nur zu diesem Zwecke», sagte ich entschuldigend; «zum Stiefelausziehen habe ich einen anderen. Sodann salze ich das Fleisch und mache auf meinem Spiritusschnellkocher in

einer kleinen Weissblechpfanne wenig Butter braun, so braun, dass sie nicht im geringsten mehr schreit, sondern ganz mausestill ist. Denn das Beefsteak soll nicht schmoren, sondern braten, und so muss erst alles Wasser heraus aus der Butter. Dann bekommt nämlich das Fleisch einen so mordsmässigen Schreck, wenn ich es nun plötzlich in das heisse Fett lege, dass es sich sofort mit einer Haut überzieht, die den Saft nicht auslaufen lässt.

Der alte Gram nickte sehr wohlwollend zu der Fülle meiner Kenntnisse.

Ich aber fuhr fort: «Ist es nun auf der einen Seite gut, dann hebe ich es eine Weile heraus, bis die Butter zum zweitenmal still wird, und nun kommt die andere Seite dran. Ist auch diese gut, lege ich das Beefsteak auf einen Teller, und nun mache ich etwas mehr Butter braun als das erste Mal. Dahinein kommen die Zwiebeln, die ich schön braun brate. Diese Sauce muss so heiss werden, dass das Beefsteak schreit, wenn sie drüber gegossen wird. Dieses sieht dann, mit krausen Zwiebellöckchen bedeckt, schön dunkel, glänzend und appetitlich aus und nicht blass und hellgrau, in ausgetretenem Safte schwimmend, wie Dilettanten es zurechtzuschmoren pflegen.»

«Alle Achtung», sagte der alte Gram und legte die Hand militärisch an seine Schläfe, «Sie dürfen heute Speckstippe machen.»

Unterdes war er nicht müssig gewesen, hatte seine Kartoffeln gewaschen und aufgesetzt, und nun machte er sich im Wohnzimmer zu tun, während ich mich meiner angewiesenen Arbeit mit grosser Hingebung widmete und wahrhaft ideale Speckwürfel und Zwiebellöckchen zustande brachte. Als er nun seine Kartoffeln gekocht, das Wasser abgegossen und sie zum Abdampfen auf den warmen Herd gestellt hatte, brachte ich dann auch eine Speckstippe zustande, die die Küche mit einem wahrhaft bezaubernden Dufte erfüllte und den alten Gram, der gerade wieder aus dem Wohnzimmer kam, zu lüsternem Schnuppern verführte.

Wir trugen auf. Der alte Gram hatte sauber zu Tisch gedeckt und es sah wirklich nicht aus, wie in einer Junggesellenwirtschaft. Als nun von den Kartoffeln nur noch ein Haufen Pellen, von den Heringen ein paar traurige Gräten und von der bewundernswürdigen Speckstippe gar nichts mehr da war, sagte der Gastgeber: «Ich könnte nun wohl von der Tochter meiner Aufwärterin, die hier auf demselben Flur wohnt, ein paar Flaschen Bier herumholen lassen, aber es war heut' ein kühler Tag und der Regen klatscht schon wieder an die Fenster. Ich denke, wir machen uns ein Grögchen!»

Ich hatte nichts dagegen, obwohl wir Anfang Juli hatten, denn ich stammte aus einer Gegend in der Nähe des Seestrandes, wo man den «ostpreussischen Maitrank» auch im Sommer fleissig geniesst, und wo man die Geschichte erzählt, dass ein bei solchem Anblick erstaunter Fremdling auf seine Frage: «Aber Leute, was trinkt ihr denn im Winter?» die Antwort erhalten habe: «Viel Grog!»

Das erwärmende und belebende Getränk machte meinen Wirt noch mitteilsamer, als er heute schon war. Beim zweiten Glase merkte ich, dass er sich mit dem Gedanken trug, mir etwas anzuvertrauen, allein er kam nicht hinaus über die Anfänge und Andeutungen, die ich nicht verstand. Endlich schien er Mut zu fassen, sah mich eine Weile forschend an und sagte dann: «Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie vollständig eingerichtet ich bin?»

«Jawohl», antwortete ich, «eine förmliche kleine Aussteuer.»

«Ja, Aussteuer, das ist das richtige Wort, und Sie haben noch nicht alles gesehen.» Damit öffnete er die Tür zu seinem geräumigen Schlafzimmer und liess mich hineinschauen. Ich sah dort in der beginnenden Abenddämmerung eine gute und vollständige Einrichtung für zwei Personen. Das andere Bett stand an der Wand dem seinen gegenüber, war hoch mit überzähligen Kissen bepackt und mit einem Laken zugedeckt, das sorgfältig an den Seiten eingestopft war.

«Wohl für Logierbesuch», sagte ich, indem ich auf das zweite Bett deutete.

«Logierbesuch?» fragte er verwundert. «Ich habe nie Logierbesuch. Sie wissen übrigens doch, dass ich verlobt bin?»

Ich hatte allerdings gehört, dass er damit geneckt wurde. Es gab öde Spötter, die behaupteten, er heirate nur nicht, weil es zu teuer sei, nach dem Muster jenes Geizhalses, der aus Angst vor den Begräbniskosten nicht sterben konnte und uralt wurde.

«Ach so», sagte ich, «dann steht die Hochzeit wohl bald bevor und dies ist die Aussteuer Ihrer Braut?»

«Es ist *meine* Aussteuer», sagte er fast mit etwas stolzer Betonung, «und wann die Hochzeit sein wird, das weiss Gott. Es ist ein Hindernis da. — Der Alte will nicht — Wir warten —» schloss er resigniert.

«Ihre Braut ist doch mündig?» fragte ich.

Er musste unwillkürlich lächeln. «Ja, mündig ist sie wohl, aber wo denken Sie hin. Ohne den Willen des Vaters? Dabei ist kein Segen.»

Wir waren in das Wohnzimmer zurückgekehrt und setzten uns wieder. Es dunkelte, der Regen prickelte ans Fenster und auf dem Tisch sang leise der Wasserkessel über einer kleinen Spiritusflamme. Die Dämmerung schien ihm Mut zu machen, er rückte ein paarmal auf seinem Stuhl hin und her und begann dann:

«Sie sind mein Landsmann. Sie sind nicht wie die anderen und lachen nicht immer über Dinge, die einem gar nicht lächerlich sind. Es mag wohl sein, dass den Leuten manches an mir schnurrig erscheint. Aber ich bin von Jugend auf allein meinen Weg gegangen und niemand hat mir beigestanden. Andere können sich wehren, aber das ist mir nicht gegeben. Wenn ich harte Worte höre oder hässliches Gelächter, so macht es mich stumm und traurig, und ich habe ein Gefühl, als ob ich mich verkriechen möchte. Aber wenn man auch jahrelang in der Einsamkeit hinlebt und sich daran gewöhnt, als ob es nicht anders sein könnte, so bleibt einem doch immer die Sehnsucht, sich einmal auszusprechen mit einem, der Anteil nimmt und nicht mit anderen sein Gespött darüber treibt. Sie wundern sich vielleicht, dass ich von Einsamkeit rede, da ich doch den ganzen Tag mit Menschen verkehre und mich den ganzen Tag mit ihnen unterhalte — ach, dabei kann man doch sehr einsam sein.»

Er machte eine Pause, rührte ein wenig in seinem Glase, trank ein Schlückchen und fuhr dann fort:

«Ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre in Berlin. Zuerst besuchte ich das Gewerbeinstitut, und als ich dies verlassen hatte, fand ich gleich eine Stelle in der Fabrik, wo ich noch bin. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ein bisschen lebenslustiger als jetzt und verkehrte in einer Familie, deren einer Sohn mein Kollege war. Eines Tages im Juli war unter mehreren bekannten Familien eine Landpartie nach der alten Fischerhütte am Schlachtensee im Grunewald verabredet, und ich war auch eingeladen. Wir fuhren in einem Kremser, der natürlich, wie das immer ist bei solchen Gelegenheiten, gepresst voll war. Als ich endlich Platz gefunden hatte und mich umsah, da durchfuhr es mich wie ein Schreck und gab mir einen Schlag auf das Herz, denn mir schräg gegenüber sass ein Mädchen, das ich wohl kannte, hier aber nicht erwartet hatte. Zwar hatte ich sie nie gesprochen, desto öfter aber gesehen, denn solange ich in Berlin war, seit drei Jahren, wohnte ich ihr gegenüber. Als ich zuerst auf sie aufmerksam wurde, war sie vierzehn Jahre alt und noch ein Kind, das kurze Kleider trug. Trotzdem besorgte sie die ganze Wirtschaft des Vaters, der, obwohl ihm das Haus gehörte, nur eine kleine Wohnung innehatte und sich kein Mädchen hielt. Wenn ich an meinem Schreibtisch am Fenster bei der Arbeit sass, konnte ich, da die Strasse nicht breit war, einen Teil der gegenüberliegenden Wohnung übersehen und hatte meine Freude daran, mit welchem Fleiss und Ernst und welcher hausmütterlichen Verständigkeit das Kind bei der Arbeit war. Auch auf der Strasse sah ich sie zuweilen, wenn sie mit wichtiger Miene und einem grossen Korbe auf den Markt ging, wo sie trotz ihrer Jugend geschickt einzukaufen wusste und mächtig zu handeln verstand wie eine Alte. Niemals sah ich sie müssig, denn wenn alle andere Arbeit, wie Reinmachen, Fegen, Scheuern, Einholen und Kochen besorgt war, sass sie am Fenster und nähte oder strickte mächtige graue Strümpfe für den Alten oder zarte weisse für sich. Ich dachte mir, das müsse einmal eine ganz ausgezeichnete Hausfrau geben, und stellte mir vor, so müsse meine Mutter als Kind gewesen sein. Auch sie sah öfter zu mir herüber, und wenn ich ihr auf der Strasse begegnete, da merkte ich, dass sie mich kannte. So waren drei Jahre vergangen, sie war siebzehn Jahre alt geworden, und nun sass sie mir mit einemmal ganz unerwartet gegenüber und wir wurden beide rot, ohne recht zu wissen warum. Ich muss nur gleich sagen, dass sie nicht hübsch war, aber doch mochte man sie gerne ansehen, weil so eine angenehme Güte in ihrem Gesicht war. Sie schien sich nicht behaglich zu fühlen, da sie ganz gegen ihre Gewohnheit nichts zu tun hatte, aber es dauerte nicht lange, da hatte sie sich ein zweijähriges Kind geholt, das mit bei der Partie war und immer schrie, obwohl, oder vielmehr, weil es von seiner unverständigen Mutter fleissig zur Ruhe geknufft und geschüttelt wurde. Bei ihr war es gleich still, sah sie mit grossen Augen von unten auf an und benahm sich sehr gnädig. Sie behielt es den ganzen Weg lang und machte ihm was vor und benahm sich sehr niedlich und mütterlich. Auf der alten Fischerhütte wurde natürlich zunächst mächtig viel Kaffee gekocht und der mitgebrachte Kuchen ausgepackt. Als man damit fertig war, beschloss man im Walde gesellschaftliche Spiele zu spielen. Ich war dazwischen an den See

IM STILLEN WINKEL

gegangen und hatte mich dort ein wenig umgesehen. Denn meine Vaterstadt liegt an einem grossen See, und darum habe ich so gern den kräuterigen Geruch am Seeufer und höre gern, wie die kleinen Wellen ans Land plätschern und das Rohr dazu raschelt. Als ich wieder zurückkam, war die Gesellschaft schon weg. Einer musste aber doch bei den Sachen bleiben und dazu hatte sich das junge Mädchen, mein Gegenüber, erboten, was ihr natürlich wieder ähnlich sah. Das kleine Kind hatten sie auch bei ihr gelassen. Es sass auf der Erde, hatte in der einen Hand ein Stück Kuchen, in der anderen einen alten Blechlöffel und spielte ganz stillvergnügt mit Sand. Ich weiss nicht, woher ich den Mut nahm, aber ich fragte sie, ob ich ihr ein wenig Gesellschaft leisten dürfe. Und dann haben wir uns allerlei erzählt, dass wir uns eigentlich schon drei Jahre kennten und was für ein Geschäft ich hätte und wie eigen ihr Vater wäre, und wo ich her wäre, und ob ich auch noch Eltern hätte. Dabei strickte sie emsig einen weissen Strumpf und ich sah zu, denn wenn Mädchen oder Frauen stricken, das habe ich immer gern gesehen. Für mich ist der Strumpf ein fast unbegreifliches Kunstwerk und ich denke mir, die Frau, die den ersten Strumpf erfunden hat, muss ganz unglaublich klug und geschickt gewesen sein. Wie dem Mädchen die Finger gingen. Zwar sehr zart waren diese natürlich nicht, dazu mussten sie zu viel arbeiten, aber fix und zierlich sah es doch aus, wie sie die blanken Stricknadeln so emsig tanzen liess. Dann aber wurde die Unterhaltung spärlicher, denn sie war an den Hacken gekommen und musste aufpassen. Da durfte ich sie nicht stören und sah ruhig zu, wie sie zählte und strickte.

«Nachher kam die Gesellschaft aus dem Walde zurück und es ging wieder laut und lärmend her, die Herren tranken Weissbier mit Luft (Pfefferminzschnaps) und die Damen mit Himbeer; es wurde gekegelt, geschaukelt und mit Ringen nach dem Ziel geworfen und was solcher Vergnügungen mehr sind. Bei der Nachhausefahrt gelang es mir, den Platz neben ihr zu erhalten, worüber ich sehr glücklich war und mir wünschte, dass die Fahrt recht lange dauern möge. Es war schon dunkel, und da es ein wenig regnete, hatte der Kutscher auch die Aussenleder heruntergelassen, so dass es niemand sah, dass ich ihre kleine arbeitsharte Hand in der meinen hielt. Darüber war sie gar

nicht böse, nur einmal sagte sie leise: ‚Lassen Sie nur die Handtasche nicht fallen.' Denn diese hielt sie in derselben Hand. Nachher hatten wir noch einen weiten Weg, und da wir in derselben Gegend wohnten, brachte ich sie nach Hause. Ich begreife noch heute nicht, woher ich die Kühnheit nahm, aber es war so einsam auf der Strasse und vor ihrer Haustür lag so ein tiefer Schatten, und es kam so ganz von selbst, dass wir uns beim Abschied küssten. Nachher konnte ich vor Glück lange nicht einschlafen.»

«Seit diesem Tage betrachteten wir uns als miteinander verlobt, obwohl es noch niemand wissen durfte, da an eine Heirat noch lange nicht zu denken war. Denn ich hatte damals nur zwanzig Taler monatlich. Aber wir waren beide noch sehr jung und konnten warten. Es war das Beispiel Jakobs, was mich veranlasste, mir gleich sieben Jahre vorzunehmen. So lange hatte dieser gedient um Rahel und dann noch nicht einmal die Rechte bekommen. So war ich denn fleissig und sparte, soviel es bei dem knappen Gehalt möglich war. Doch dieses stieg allmählich und ich konnte bald mehr zurücklegen. Nach sieben Jahren hatte ich eine Einnahme von fünfhundert Talern jährlich und über tausend hatte ich zurückgelegt. Wie das möglich war bei der knappen Einnahme, werden Sie kaum begreifen, aber ich brachte es fertig, indem ich jede unnütze Ausgabe vermied. Nun dachte ich, dürfte ich es wagen, denn ich konnte nötigenfalls sogar auf eine Aussteuer verzichten. Ich war jetzt neunundzwanzig Jahre alt und meine Braut vierund zwanzig, das war ein gutes Alter zum Heiraten. Wir trafen uns jeden Samstag, wenn der Vater regelmässig seinen Kegelklub besuchte und nicht vor elf Uhr nach Hause kam. Wir gingen dann spazieren, in der guten Jahreszeit vor dem Schönhauser Tor, wo die Windmühlen stehen und noch Kornfelder sind, im Winter aber in der Stadt und unterhielten uns von der Zukunft. Als ich ihr nun bei solcher Gelegenheit sagte, dass ich nächstens kommen wolle und mit ihrem Vater sprechen, da erschrak sie doch sehr. ‚Wenn es nur gut abläuft', meinte sie, ‚er hat solchen Stolz als Hausbesitzer.' Das war nun eigentlich gar nicht nötig, denn er gehörte damals noch zu der Sorte, denen jede leerstehende Wohnung schlaflose Nächte macht und die von dem geringen Ueberschuss, der ihnen nach Auszahlung der Hypothekarzinsen bleibt, sich mühsam durchbringen. Er hatte einen einträglichen kleinen Grünkramhandel betrieben und machte es wie viele in Berlin. Als er eben so viel erworben hatte, dass er die notwendige Anzahlung leisten konnte, kaufte er ein Haus und setzte sich damit zur Ruhe, ging in einem blau flanellenen Schlafrock, einer gestickten Hausmütze und auf Filzparisern mit einer langen Pfeife herum und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er seine Mieter höher schrauben könne.

«Ich fasste aber dennoch Mut, ging mit grossem Herzklopfen zu ihm und trug ihm mein Anliegen vor, was mir nicht leicht wurde, denn er betrachtete mich die ganze Zeit über mit schrecklichen Blicken und wurde immer röter vor Wut und paffte fürchterlich aus seiner langen Pfeife. Dann brach er los und gab es mir: Wenn er seine Tochter jemandem geben wolle, dann wäre die Aussteuer seine Sache. Mit meinen sechs Dreiern die einzige Tochter von einem Hausbesitzer zu angeln, das könnte mir wohl passen. Was ich denn weiter wäre als so 'n studierter Schlossergesell, der sich wunder was einbilde, wenn er sich Ingenieur schimpfen liesse. Und brauchte viele harte Worte, worauf ich nicht antworten konnte, wodurch seine Wut noch immer grösser wurde. Vielleicht, wenn ich ihm in derselben Weise hätte antworten können, wäre die Sache noch zurechtgekommen, da mir das aber versagt ist, so redete er sich schliesslich so in Zorn, dass er mich sozusagen hinauswarf. Das gute Mädchen hatte im Nebenzimmer alles gehört; sie drückte mir auf dem Korridor im Vorübergehen schnell die Hand und sagte: ‚Ich warte, ich warte auf dich und wenn es zwanzig Jahre dauert.'

(Fortsetzung folgt)

Exkursion in die Camargue

Von A. Frei-Müller

Camargue, so heisst die Insel zwischen den beiden Rhonearmen — der Grossen und der Kleinen Rhone — und dem Meer. Sie ist Schwemmland, von der Rhone abgelagerter Boden, der ihr vom Mittelmeer öfters streitig gemacht worden ist. So deute ich wenigstens die zahllosen Etangs, wie die kleinen und grossen salzigen Wasserflächen, die sich besonders im südlichen Teil vorfinden, heissen. Einige von ihnen, wie zum Beispiel der Etang de Vaccarès, sind so gross, dass man, am Ufer